IV. Das Problem der deutschen Nationalgeschichte

Fritz Fellner

Nationales und europäisch-atlantisches Geschichtsbild in der Bundesrepublik und im Westen in den Jahren nach Ende des Zweiten Weltkrieges

„Mir rückt die Erinnerung an den eigenen Weg seit 1945 immer mehr Fragezeichen in den Blick. Wie war es möglich, daß ein Studierender, den ein intensives Interesse zu unzähligen Gesprächen antrieb, in Hunderte von Vorträgen führte und zu einem breit angelegten Studium stimulierte, so viel von der Vergangenheit und so wenig für die Zukunft gelernt hatte?“ Es liegt wohl in der Gleichgültigkeit begründet, daß diese Verwunderung, mit der Hans-Günter Zmarzlik vor etwa anderthalb Jahrzehnten seinen Weg in die Geschichtswissenschaft reflektierte¹, für mich gewissermaßen zum Refrain wurde, der nach jeder neuen Strophe, nach jedem neuen Ansatz zur Untersuchung der Geschichte der Geschichtswissenschaft seit 1945 sich immer wieder erneut als Frage stellt.

Doch noch eine andere Beobachtung, die sich immer wieder zur Frage formuliert, drängt sich auf, die Überlegung eines jener großen deutschen Historiker der älteren Generation, die uns in jenem Suchen nach festem Grund in den Jahren unmittelbar nach dem Ende des Weltkrieges aus ihrer eigenen weltanschaulichen Sicherheit Vorbild wurden, auch wenn wir ihren Glauben nicht teilen konnten: Franz Schnabel, der süddeutsch-katholische Historiker, der 1947 Antwort suchte auf die Frage: „Was bedeutet uns heute Freiherr vom Stein?“ „Durch das Sieb der Zeit sind“, so sagte er, „so viele historische Personen samt ihren Biographen und Geschichtsschreibern hindurchgefallen, und es wird Mühe kosten, ihnen im Gesamtverlauf der deutschen Geschichte jetzt nachträglich doch wieder den richtigen Platz anzuweisen.“² Franz Schnabel bezog sich auf den Freiherrn vom Stein und die Art, wie die Treitschke-

¹ Hans-Günter Zmarzlik, *Wieviel Zukunft hat unsere Vergangenheit? Aufsätze und Überlegungen eines Historikers vom Jahrgang 1922* (München 1970) 30.

² Franz Schnabel, *Abhandlungen und Vorträge 1914–1965*. Hrsg. u. eingeleitet von Heinrich Lutz (Freiburg, Basel, Wien 1970) 184.

Schule das deutsche Geschichtsbild zu beherrschen und ihr nicht Passendes zu verdrängen vermocht hatte. Für mich ist es eine – oft bedrückende – Überlegung, wenn ich heute nachforschend Schichten von wissenschaftlichen Leistungen, Einsichten, Anregungen bloßlegen und in ihr ursprüngliches Licht zurechtzurücken suche, die ich als Zeitgenosse erlebt, die mich in meinem wissenschaftlichen Suchen geleitet haben und die von späteren Neubauversuchen oder Vermurungen zugeschüttet oder verschoben, verlagert worden sind.

„Daß die deutsche Geschichte neu geschrieben werden muß, ist unser aller dringendes Anliegen. In dem allgemeinen Ruin sind auch die alten Geschichtsbilder niedergebrannt ... Wir halten Umschau auf dem Trümmerfelde ...“³. Auch für Franz Schnabel gilt, was Hans-Günter Zmarzlik in seiner zu Unrecht gescholtenen und dann vergessenen Würdigung Gerhard Ritters auf dem Freiburger Historikertag von Gerhard Ritter gesagt hat: „Er hat versucht, im Gestern das Morgen zu erreichen ...“⁴. Schnabel, Ritter, Rothfels, Herzfeld, Heimpel, Kaehler, Gerhard, wen immer man von den Historikern nennen mag, die nach 1945 bemüht waren, den Platz der Geschichtswissenschaft in der veränderten Welt zu suchen, für jeden trifft zu, was Waldemar Besson klar ausgesprochen hat, als er in der Festschrift zu Hans Rothfels' 70. Geburtstag das Verhältnis von nationalstaatlichem und historischem Denken zu analysieren versuchte: „Einmal mehr erweist es sich gerade bei solchen Neuansätzen geschichtlicher Betrachtung in unserer Zeit, daß, wenn auch die naive Bindung des Historikers an den Nationalstaat des 19. Jahrhunderts aufgegeben werden mußte, der konservative Grundzug seines Wesens geblieben ist...“⁵. Besson betonte, daß „die deutsche Historie so zur Wissenschaft vom Nationalstaat geworden war“. Wer seine Geschichte erforschte, beteiligte sich zugleich aktiv an seiner Herstellung, nicht zuletzt dadurch, daß er ihn als Ziel des geschichtlichen Prozesses auffaßte und lehrte⁶. Als 1949 sich die deutschen Historiker zum ersten Mal nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in München wieder zu einem Historikertag trafen, verkündete Gerhard Ritter im Eröffnungsvortrag mit unverändertem Pathos, daß „der eigentliche Träger der weltgeschichtlichen Bewegung [...] die Nationen [sind], nicht die Menschheit als Ganzes, auch nicht die ‚Kulturkreise‘ einer späteren, von der Biologie mitbestimmten Geschichtsphilosophie“⁷. Und wenn er auch die nationalistischen Verirrungen der deutschen Geschichtswissenschaft beklagte und Selbstkritik übte, so sah er als eigentliche Aufgabe der deutschen Geschichtswissenschaft in der Zukunft doch wieder nur ein nationales Anliegen: es gälte die eigene Vergangenheit neu zu sehen, die Kritik an der deutschen Vergangenheit nicht nur den Fremden zu überlassen; Geschichte als natio-

³ Ebda.

⁴ Zmarzlik, 162.

⁵ Waldemar Besson, Geschichte als politische Wissenschaft. Zum Verhältnis von nationalstaatlichem und historischem Denken, in: Geschichte und Gegenwartsbewußtsein. Festschrift für Hans Rothfels zum 70. Geburtstag (Göttingen 1963) 84.

⁶ Ebda, 70.

⁷ Manfred Asendorf (Hrsg.), Aus der Aufklärung in die permanente Restauration. Geschichtswissenschaft in Deutschland (Hamburg 1974) 353.

nalpolitisches Anliegen ist der Tenor seiner Ausführungen und nur mit einem Wort, mit einem Seitenblick, fast ist man heute im Wiederlesen versucht, von einer Alibiformulierung zu sprechen, fügt er der „Nationalitätsidee“ die „Idee der europäischen Föderation“ hinzu⁸.

So steht am Neubeginn der deutschen Geschichtswissenschaft die unveränderte Gleichsetzung von Geschichtsbewußtsein mit Nationalbewußtsein – so wie Hermann Oncken in seinem Aufsatz über die „Wandlungen des Geschichtsbildes in revolutionärer Epoche“⁹ den „Kampf um das nationale Geschichtsbild“ vor Augen hatte, so konnte Theodor Schieder noch in seinem Rückblick auf die hundertjährige Geschichte der „Historischen Zeitschrift“ die „tiefe Geschichtsmüdigkeit, die die meisten ergriffen hat“, in Beziehung setzen zu dem Faktum, daß „das Band zwischen Nationalpolitik und Geschichte“ zerrissen war, seitdem „die hohen Begriffe der klassischen Historie: Nation, Staat und Vaterland ausgeplündert und ausgebrannt auf dem Trümmerfeld des Krieges lagen“¹⁰.

„Geschichte als Quelle nationaler Selbstvergewisserung und Selbstkritik: dies ambivalente, offene Verhältnis zur Vergangenheit kennzeichnet mit wechselnden Akzenten Ritters Position“¹¹ – nicht nur Gerhard Ritters Position müßte man in Berichtigung von Zmarzliks Wertung festhalten, es trifft auf die Gesamtheit jener Historikergeneration zu, die aus dem politisch-ideologischen Trümmerfeld des Nationalsozialismus die Steine für einen Neuaufbau herauszusuchen begann – und seltsamerweise (ich spreche hier von der älteren Generation) nur die nationalen Trümmer aufhob und die sozialen zur Seite schob und liegen ließ.

Es will und soll diese Feststellung kein Vorwurf und keine Verurteilung sein, gerade der Band des Briefwechsels Gerhard Ritters, den Schwabe veröffentlicht hat¹², zeigt, wie schwer es die Generation Gerhard Ritters hatte, sich aus der Verankerung ihres Geschichtsbildes im Dienst an Nation und Staat zu lösen. Aufgewachsen und ausgebildet in der Tradition der Geschichte der Großen Mächte, mußte Machtpolitik im Mittelpunkt des historischen Denkens für jene verbleiben, die im Chaos des Zusammenbruchs sich in erster Linie als Opfer einer ins Hybride übersteigerten nationalen Machtpolitik erkennen mußten. Ludwig Dehio in seiner kühlen, abwägenden Art der Formulierung, mit der er Deutschland im System des europäischen Gleichgewichts einzuordnen sucht, die Geschichte als eine Abfolge von Hegemonialkämpfen interpretiert, macht dieses Beharren in den traditionellen Konzepten der großen Politik noch deutlicher als Ritters leidenschaftliches Engagement. Die Nationen und Staaten als automatisch, d. h. geopolitisch determinierte Faktoren internationaler Beziehungen – es wirkt wie die Suche nach der Erklärung, wie es zum Mißbrauch eines an sich rich-

⁸ Ebda, 363.

⁹ Hundert Jahre Historische Zeitschrift 1859–1959. Beiträge zur Geschichte der Historiographie in den deutschsprachigen Ländern. Hrsg. v. Theodor Schieder (München 1959) 124.

¹⁰ Ebda, 71.

¹¹ Zmarzlik, 149.

¹² Gerhard Ritter. Ein politischer Historiker in seinen Briefen. Hrsg. v. Klaus Schwabe und Rolf Reichardt (Schriften des Bundesarchivs 33, Boppard 1984).

tigen Konzeptes gekommen war, es bleibt die Gültigkeit des auf Nation und Staat orientierten Geschichtsbildes.

Dehio war seit 1946 Professor an der Universität Marburg – im gleichen Jahr war ein aus Wien stammender Außenseiter der Geschichtswissenschaft an die gleiche Universität berufen worden, Franz Borkenau, der aus einer frühen Bindung an den Kommunismus sich während des Spanischen Bürgerkrieges zum scharfen Kritiker des Sowjetkommunismus gewandelt hatte und auf verschiedenen Umwegen im Exil in Großbritannien und Australien, auf dem Umweg über den Aufbau der Deutschen Nachrichtenagentur zum außerplanmäßigen Professor für mittlere und neuere Geschichte in Marburg bestellt worden war. Im gleichen Jahr, in dem Dehio sein Buch über „Gleichgewicht und Hegemonie“ als Versuch der historischen Erklärung deutscher Machtpolitik veröffentlichte, 1948, publizierte Franz Borkenau „Drei Abhandlungen zur deutschen Geschichte“, in denen er in einer geistes- und religionsgeschichtlichen Interpretation die Problematik der deutschen Geschichte in einen gesamteuropäischen Zusammenhang zu stellen versuchte¹³. „Luther: Ost oder West“ ist das Thema der mittleren der drei Abhandlungen, und Borkenau glaubt, den Gegensatz zwischen Wittenberg und Genf, zwischen Luther und Calvin als eindeutig historisch bedeutsamer werten zu müssen als den Kampf zwischen Rom und der Reformation. Was den religionsgeschichtlichen Überlegungen Borkenaus, der Katholizismus und Calvinismus dem Luthertum gegenüberstellt, eine aktuelle politische Bedeutung als Hilfestellung eines sich langsam entwickelnden westeuropäischen Geschichtsbildes gab, war Borkenaus These, daß der „Gegensatz zwischen Ost und West ... ursprünglich eine Angelegenheit der Mittelmeerwelt [war] ... Rom gegen Konstantinopel, Papsttum gegen griechisches Patriarchat ... sich nun nach dem Norden verpflanzt ... Gleichzeitig vollzieht sich ein jahrhundertelanger Prozeß der Verschiebung des Schwergewichts zwischen Ost und West“. Nach Borkenaus Auffassung war „die geistige Befreiung ... im Luthertum mit weltlicher Knechtschaft erkaufte“. Er sieht es als ein Unglück für Deutschland, daß sich lutherische Haltungen überwiegend in der deutschen Politik durchgesetzt haben, daß der lutherische Osten den katholischen und calvinistisch reformierten Westen politisch überwand. „Als Leistung der politischen Technik war Bismarcks Werk ein Meisterstück. Aber es unterwarf die Nation ihrem politisch zur Führung am wenigsten geeigneten Gebietsbestandteil. Und wir tragen die Folgen.“ Doch nicht in seiner Auswirkung auf die Deutsche Geschichte schien Borkenau dieser Sieg des Luthertums von Bedeutung – es wäre übrigens reizvoll, Borkenaus essayistische Interpretation in den Zusammenhang der Bismarck-Kontroversen jener Jahre zu stellen, die zwischen Gerhard Ritter, Eyck, Schnabel, Srbik und manchen anderen damals publizistisch ausgetragen worden sind – für Borkenau ist das „Problem des Luthertums, das Problem der deutschen geistigen Struktur, das Problem der deutschen Politik nicht einfach ein deutsches Problem ..., sondern ein wichtiges Teilstück des großen, die Menschheit seit Jahrtausenden in Atem haltenden Problems der Auseinandersetzung zwischen Ost und West“¹⁴.

¹³ Franz Borkenau, *Drei Abhandlungen zur deutschen Geschichte* (Frankfurt 1947).

¹⁴ Ebda, 64, 74, 75.

Auf jenen Gegensatz von Ost und West und Deutschlands Stellung zwischen Ost und West ist auch die anschließende Abhandlung über „Die Krise des Historismus – ein Deutsches Problem“ ausgerichtet: Für Borkenau ist Deutschland „ein Übergangsgebiet zwischen West und Ost, zwischen nordwestlicher Seewandererkultur und der nordöstlichen Landwandererkultur“. Vielfältiges Siedlungsgebiet, wechselndes Zentrum, Veränderung der führenden Stände, Uneinheitlichkeit der Kulturwerte, all das sind Grundzüge der deutschen Entwicklung, die es bisher verhindert haben, „einen Gesamtgesichtspunkt für die deutsche Geschichte zu finden“ ... Es gibt nur „die Darstellung der deutschen Geschichte unter preußischen und auch österreichischen, unter lutherischen und katholischen, unter altgermanischen, mittelalterlichen, bürgerlich-liberalen, proletarischen Gesichtspunkten“. Noch viel schwerwiegender aber erscheint Borkenau die „paradoxe Einwirkung“, daß „ein Großteil des deutschen Geschichtsverlaufs im 19. Jahrhundert... sich geradezu als schlechte Auswirkung des mißverstandenen Vorbilds des Geschichtsablaufs im Westen [erklärt]. Wir wollten auch einen einheitlichen Nationalstaat haben ... Diese Idee, die, wie Ranke immer wieder betonte, den Realitäten der deutschen Geschichte nicht entsprach, wurde rein ideologisch aus dem Westen übertragen. Das wirkte besonders paradox bei solchen, die sich vom Westen bewußt abkehrten, wenn es sich um den westlichen Freiheitsbegriff handelte, dafür aber den Westen sklavisch kopierten, wo es sich um den westlichen Begriff der Nation handelte.“

Borkenaus Überlegungen führten zur Überzeugung, daß „wir uns auch noch das Bild unserer reichen und vielfältigen Geschichte verdorben [haben], indem wir versuchten, sie – in eitler und unfruchtbarer Nachahmung der englischen und französischen Geschichte – als einheitliche Geschichte eines einheitlichen deutschen Geistes- und Staatslebens zu schreiben“. Eine Gesamtkonzeption der deutschen Geschichte ist nur möglich, meint Borkenau, wenn die Uneinheitlichkeit der deutschen Entwicklung als ihr Grundprinzip verstanden und wenn dieses Grundprinzip auf die Grundspaltung in der deutschen Struktur zurückgeführt wird. „Diese Grundspaltung erschien zunächst, und auch noch im 19. Jahrhundert, als Gegensatz von Süd und Nord. Aber hinter dem nord-südlichen Gegensatz verbirgt sich ein tieferer: der ost-westliche.“ Und Borkenau fordert: „Eine deutsche Gesamtgeschichte, geschrieben unter diesem Aspekt, nicht vom Standpunkt des Westens oder des Ostens, nicht vom Standpunkt ihrer notwendigen Vereinigung oder ihrer notwendigen Trennung, sondern kurzweg im Namen des echten Verständnisses unserer Geschichte, eine Gesamtgeschichte, die diese fundamentale Ost-West-Spannung des deutschen Wesens in all ihren Phasen und Abwandlungen darstellt und zu verstehen versucht – das wäre eine naturgemäße Aufgabe für diese unsere dies irae, das wäre ein Stück in die Zukunft weisender Besinnung.“¹⁵

Immer wieder kehrt Borkenau zu der These zurück: „Wir sind nicht in demselben Sinne eine Einheit, wie die Nationen, die Nationalstaaten des Westens es sind. Wir gehören mit unserer einen Hälfte der südeuropäischen, mit unserer anderen der nordeu-

¹⁵ Ebda, 85–90, 107.

ropäischen Welt an; daher vor allem unsere konfessionelle Spaltung. Schlimmer ist, daß sich hinter dem nord-südlichen Gegensatz in unserer Geschichte auch noch ein viel tieferer ost-westlicher verbirgt ... daß zwar Westdeutschland ein echter und eindeutiger Bestandteil des Abendlandes war, Ostdeutschland aber nicht im selben Sinne Bestandteil des Ostens ist.“

Borkenau formulierte diese Auffassungen Ende 1947, noch ohne Kenntnis der politischen Sonderentwicklungen, die für uns historische Realität geworden sind. Er schrieb im Deutschland der vier Besatzungszonen, in einer Atmosphäre, in der die Zunft der politischen Historiker den deutschen Nationalstaat noch als ein niedergeworfenen, aber im Kern unzerstörtes Element der deutschen Geschichte festhielten. Da mußte es wie Häresie klingen, wenn Borkenau postulierte: „Wir schufen niemals einen echten deutschen Nationalstaat. Erst schufen wir an seiner Stelle ein Großpreußen. Als das zerfiel, versuchten wir, an Stelle eines Nationalstaats, zur Überwindung unserer Zerrissenheit, ein Weltreich zu schaffen. Hier schlug, nach langer Inkubationszeit, unsere innere Krankheit nach außen ... – als Folge ist der deutsche Staat, ist unser Ansatz zum Nationalstaat endgültig zerschlagen.“¹⁶

Der Ost-West-Konflikt – Westintegration und Bedrohung aus dem Osten: – zur Kontinuität der personellen Zusammensetzung und der institutionellen Struktur der deutschen Geschichtswissenschaft über den Zusammenbruch von 1945 hinaus läßt sich auch noch eine Kontinuität in der Überzeugung feststellen, daß nämlich die ererbten Traditionen eines abendländischen christlich-freiheitlichen Denkens gefährdet, ja bedroht seien von den uniformen, östlichen kollektivistischen Haltungen.

„Es vergeht kaum ein Tag, ohne daß wir von ‚unserer ererbten geistigen Tradition‘, ‚den typischen Werten der abendländischen Kultur‘, oder, einfacher, von ‚unserer abendländischen Tradition‘, ‚unseren abendländischen Werten‘, ‚unserer abendländischen Kultur‘ lesen oder hören. Seit dem Ende des Krieges ist kein Gedankengang mehr Gemeinplatz geworden, keiner ist uns mit größerer Ausdauer in die Ohren trompetet worden“, schrieb Geoffrey Barraclough schon 1947 und fügte seine Bedenken gegen die Art an, wie aus dieser Betonung der abendländischen Werte gefolgert wird, „daß die bleibenden Werte und Traditionen der Kultur in einer einmaligen Art an das Abendland gekettet sind. Diese Anschauung unterschätzt nicht nur die Bedeutung der unabhängigen Kulturen des Orients, sondern sie führt auch eine unheilvolle Trennung zwischen den östlichen und den westlichen Ländern in Europa ein mit Deutschland als einer Art ‚Niemandland‘ in der Mitte.“¹⁷ Die „Kontinuität in der europäischen Tradition“ hieß der Aufsatz, dem dieses Zitat entnommen ist, und „History in a changing world“ war der Titel des Sammelbandes, in dem dieser Aufsatz veröffentlicht worden war. Barraclough glaubte, ein paar Jahre später einen „Wandel in der Orientierung“ der Geschichtswissenschaft orten zu können, von der „kurzsichtigen Konzentration auf Europa und auf europäische Mächte“ abzurücken¹⁸. Doch für

¹⁶ Ebda.

¹⁷ *Geoffrey Barraclough, Geschichte in einer sich wandelnden Welt* (Göttingen 1957) 39.

¹⁸ Ebda, 162.

die deutschen Historiker wie Publizisten jener Jahre war das Bewußtsein des Wandels überlagert vom Trauma des Zusammenbruchs – und nicht nur für die Deutschen: Während Meinecke von der „deutschen Katastrophe“ sprach und andere Historiker vom „Trümmerfeld der Geschichte“, so publizierte Sir Lewis Namier über die „Vanished Supremacies“ und Hajo Holborn über den „Zusammenbruch des europäischen Staatensystems“, man sprach vom „Abschied von der Geschichte“, und für viele meiner Generation war das faszinierendste Buch jener Zeit Karl Jaspers' Suchen nach „Ursprung und Ziel der Geschichte“, – nicht zuletzt vielleicht deshalb, weil es den Blick hinauslenkte aus der nationalen Enge, in der die Zunft der deutschen Geschichtswissenschaft weiterhin befangen blieb (während die österreichische Geschichtswissenschaft sich noch stärker zu verengen begann). Gerhard Ritter hatte 1949 auf dem Münchner Historikertag die „Erhebung über die Enge einer rein nationalen Geschichtsbetrachtung“ gefordert¹⁹, Hermann Heimpel glaubte auf dem Marburger Historikertag 1951 bekunden zu können, daß die deutsche Geschichtswissenschaft sich neuen Strömungen und Tendenzen öffnet, daß als Zeitgeschichte „die Historie als politische Wissenschaft das Ohr an der Gegenwart hat“ und in der „Sektion ‚Soziologie‘ echte Begegnung mit der westlichen wie östlichen Außenwelt erstrebt“ wird, ja noch mehr, „die deutsche Historie strebt aus nationaler und europäischer Enge, so weit sie darin befangen war, in die zeitgemäße Weite der Welt“²⁰. Es war in diesem Klima der aus dem nationalen Denken hinausstrebenden Bemühung um eine neue Sinndeutung der Welt, daß Jaspers' Interpretation der „Achsenzeiten“ und seine Ausweitung des Geschichtsbildes so anregend wirkte. „Es gab bisher noch keine Weltgeschichte, sondern nur ein Aggregat von Lokalgeschichten“, meinte Jaspers²¹. Und in der Ausweitung des Bildes durch Einbeziehung von China, Indien, all der außereuropäischen Kulturen in ihrer Eigenständigkeit und ihrem Eigenwert, gab seine Deutung der historischen Stellung des Abendlandes ein Selbstwertgefühl zurück, das in dem Trauma der Niederlage, in der geistigen Verunsicherung der Jahre um 1945 verloren gegangen war: „die Wissenschaft mit ihren Folgen in der Technik“ – das ist die welthistorische Leistung des „Abendlandes“ ... „Das Abendland gibt der Ausnahme Raum“²² – mit diesem Kernsatz schien Jaspers uns damals einen Schlüssel zu geben für die historische Forschung: die Rückbesinnung auf das, was Europa in der Neuzeit alle anderen Kulturen hat überflügeln lassen, schien Aufgabe des Historikers, wenn er den Weg aus der „deutschen Katastrophe“ weisen sollte. Und warnend formulierte Jaspers das Problem der Gegenwart: „Die Welt ist europäisch geworden durch Aufnahme europäischer Technik und europäischer nationaler Forderungen, und wendet

¹⁹ *Gerhard Ritter*, Gegenwärtige Lage und Zukunftsaufgaben deutscher Geschichtswissenschaft. Eröffnungsvortrag am 20. Deutschen Historikertag in München am 13. September 1949, abgedruckt bei: *Manfred Asendorf*, Aus der Aufklärung in die permanente Restauration. Geschichtswissenschaft in Deutschland (Hamburg 1974) 350–372.

²⁰ Bericht über die 21. Versammlung deutscher Historiker in Marburg/Lahn. 13.–16. September 1951 (Beiheft zur Zeitschrift *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, Stuttgart o. J.) 5.

²¹ *Karl Jaspers*, Vom Ursprung und Ziel der Geschichte (Ungek. Neuausgabe, München 1963) 45.

²² Ebda, 90.

beides mit Erfolg gegen Europa. Europa ist, als das alte Europa, nicht mehr beherrschender Weltfaktor. Es ist abgetreten, überflügelt durch Amerika und Rußland, von deren Politik das europäische Schicksal abhängt, – wenn Europa nicht im letzten Augenblick sich zusammenfindet und stark genug wird, sich in Neutralität zu halten, wenn ein neuer Weltkrieg den Planeten in die vernichtenden Stürme bringt.“²³

„Abschied von der bisherigen Geschichte“ hat damals nicht nur Alfred Weber gefordert, dieser allgemeinen Stimmung gab auch der britische Historiker Barraclough in einem Aufsatz im „Listener“ (übersetzt im „Merkur“), 1954 erschienen²⁴, Ausdruck, einer Betrachtung, die für unsere Fragestellung deshalb von Bedeutung ist, weil Barraclough die deutsche Wurzel des bis zum Zweiten Weltkrieg gültigen europäischen Geschichtsbildes bloßlegte: „Die Anschauung von der europäischen Geschichte, die in England und Deutschland (weniger vielleicht in Frankreich) allen wesentlichen historischen Werken zugrunde liegt, geht auf den großen deutschen Historiker Leopold von Ranke zurück“, heißt es da, und „die europäischen Historiker hatten so lange in europäischen Begriffen gedacht, daß ihnen der Gedanke an ein Ende des europäischen Zeitalters unfassbar war. Sie sprachen und sprechen noch ... von den Jahren zwischen 1870 und 1890 als von dem ‚Zeitalter Bismarcks‘.“ Barraclough ging in seiner Kritik am „europäischen Geschichtsbild“ von der Überzeugung aus, daß „der russische Sieg von Stalingrad 1943 eine totale Revision des europäischen Geschichtsbildes unerlässlich gemacht hat“²⁵.

1943 – nicht nur das Jahr der Entscheidung für den Zweiten Weltkrieg, sondern auch das des Wendepunktes für eine Neuorientierung des Geschichtsbildes? Nun ist es auffallend, daß tatsächlich in der Mitte des Zweiten Weltkrieges, im Augenblick der größten Machtentfaltung des nationalsozialistischen Imperialismus sich eine Hinwendung zu einer übernationalen Interpretation der Geschichte feststellen läßt. Wenn der nationalsozialistische Historiker Karl Richard Ganzer in einem Buch 1941 „Das Reich als europäische Ordnungsmacht“ zu deuten versucht, so ist die propagandistische Zielsetzung des Dienstes des Historikers in politischer Mission offenkundig. Aber es klingen in Ganzers Überspitzung doch Überlegungen an, deren Echo in dem europäisch-atlantischen Geschichtsbild der Nachkriegszeit dem feinfühlig Hörenden immer wieder in Erinnerung kommen, wie etwa, wenn Ganzer davon spricht, daß „die charismatische Bereitschaft zu europäischer Verantwortung.. als eine der stärksten bewegenden Kräfte schon am Anfang der deutschen Geschichte“ steht²⁶. Oder wenn er auf die selbstgestellte Frage, was denn das „gestalterische Prinzip dieses besonderen deutschen Typus ‚Reich‘“ sei, die Antwort gibt: „Der deutsche Kern organisiert kraft seiner höheren politischen Potenz um sich als bestimmende Mitte eine Gruppe andersgearteter Räume, die völkisch durchaus eigenständig sein können, zu einer politischen Gemeinschaft“, wodurch seiner Meinung nach „die natürliche Gliederung Europas er-

²³ Ebda, 104.

²⁴ Barraclough, 198–216.

²⁵ Ebda, 199, 210, 213.

²⁶ Karl Richard Ganzer, Das Reich als europäische Ordnungsmacht (Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschland, Hamburg 1941) 106.

reicht“ wird. Sie findet ihren klarsten Ausdruck darin, daß, im großen gesehen, das Reich den europäischen Westen als eine außerhalb seiner aktiven Rauminteressen liegende Zone betrachtet, hingegen den europäischen Osten, der kein eigenes staatliches Gebilde von überzeugender Sicherheit hervorgebracht hat, seiner Gestaltung unterstellt; „das südliche Mitteleuropa, Italien, erscheint in den großen Zeiten der Reichsgeschichte dem Reich koordiniert“²⁷. Und natürlich war diesem so organisierten Reich die historische Aufgabe des Schutzes Europas vor den Barbaren, die aus dem Osten andrängen, zugeachtet.

Auf die „Nähe zu Ganzers Vorstellungen“ hat schon Hermann Graml hingewiesen, als er 1966 die außenpolitischen Vorstellungen des deutschen Widerstandes untersuchte und aufzeigte, wie sehr die Vorstellung der „deutschen Führung“ Europas, eines „Auftrags zum Reich der Ordnung und der Völkerbefriedung im europäischen Raum“, vom „Abendland unter deutscher Führung“ und von der besonderen Stellung eines gesunden, lebenskräftigen Deutschland gegenüber dem bolschewistischen Rußland in den ersten Kriegsjahren die Denkschriften der konservativen Widerstandsgruppen kennzeichneten²⁸. Daß die Forderung nach deutscher Führung Europas seit der Jahreswende 1941/42 zurücktritt und, wie es Graml formulierte, „die Vorstellung eines europäischen Bundes“ stärker in die Diskussion eingeführt wird, mag ebenso auf die Rückwirkungen der militärischen Lage wie auf die Verbindung der konservativ-preußischen Widerstandsgruppen mit den Kreisauer Denkern zurückzuführen sein. Doch der Europagedanke des deutschen Widerstandes blieb auf die Funktion eines deutschen Reiches zentriert, und er hat sich nie von seiner Bindung an die Aufgabe der Abwehr östlicher Gefahren zu lösen vermocht. Der Aufsatz, den Ulrich von Hassel im Dezember 1943 in den „Monatsheften für Auswärtige Politik“ veröffentlichte, wäre es wert, über die kurze Darlegung von Hermann Graml hinaus in seiner eigentümlichen Mittlerfunktion zwischen nationalsozialistischen Europavorstellungen, Konzeptionen des konservativen Widerstandes und westeuropäisch-angelsächsischer Europadiskussion analysiert zu werden, die in seltsamer Weise die verschiedensten ideologischen und machtpolitischen Interpretationen durch das Bindemittel eines militanten Antibolschewismus zu vereinen vermögen²⁹.

„Die Meldungen aus aller Welt lassen erkennen, daß ein Aufbruch Gesamteuropas gegen den Bolschewismus zu verzeichnen ist, ... Europa marschiert gegen den gemeinsamen Feind in einer einzigartigen Solidarität und steht gewissermaßen gegen den Unterdrücker jeder menschlichen Kultur und Zivilisation auf. Diese Geburtsstunde des neuen Europa vollzieht sich ohne Forderung und Zwang deutscherseits“ – heißt es in einer vertraulichen Information des Propagandaministeriums für die Presse von 1941, die Paul Kluge in seinem Aufsatz über die „Nationalsozialistische Europa-

²⁷ Ebda, 86.

²⁸ Hermann Graml, Die außenpolitischen Vorstellungen des deutschen Widerstandes, in: Der deutsche Widerstand gegen Hitler. Vier historisch-kritische Studien, hrsg. v. Walter Schmitthenner und Hans Buchheim (Köln 1966) 15–72.

²⁹ Ulrich von Hassel, Ein neues europäisches Gleichgewicht?, in: Monatshefte für Auswärtige Politik Nov./Dez. (1943) 697 ff. Vgl. Graml, 63–65.

ideologie“ veröffentlicht hat³⁰. Heinz Gollwitzer hat in seinem Werk über „Europabild und Europagedanke. Beiträge zur deutschen Geistesgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts“ darauf aufmerksam gemacht, wie in „einem bestimmten Stadium der Entfaltung“ die faschistischen Parteien „mit dem Anspruch nicht bloß nationaler, sondern auch europäischer Erneuerung“ hervorgetreten sind. Schon 1932 veranstaltete Mussolini in Rom einen Europakongreß, und der Gedanke der europäischen Neuordnung wurde unstreitig vom Nationalsozialismus für seine imperialistischen Ziele mißbraucht. Und doch ist Gollwitzer zuzustimmen, wenn er in seinem Buch zur Differenzierung mahnt und sagt: „Nicht richtig wäre es indessen, deswegen alles, was sich zwischen 1933 und 1945 in Deutschland an wissenschaftlichen und literarischen Bemühungen um den Europabegriff feststellen läßt, von vorneherein als tendenziös abzutun. Wie in den Heeren der Achsenmächte nicht wenige gutgläubige junge Männer für Europa zu kämpfen vermeinten, so erschien auch manchem Angehörigen der Intelligenz der Begriff ‚Europa‘ als eine Hoffnung inmitten des Kriegsgeschehens.“³¹ Gollwitzer selbst ist Zeuge für diese Haltung, hat er doch die Arbeit an seinem Buch im Jahre 1944 begonnen und 1949 abgeschlossen (unter den widrigen äußeren und wissenschaftlichen Arbeitsbedingungen, an die zu erinnern in einem Kolloquium, das sich mit dem Problem der Geschichtswissenschaft in der Nachkriegszeit befaßt, nicht vergessen werden sollte).

Gollwitzer wandte sich 1944 der Erforschung des Europagedankens zu, in Italien hat Federico Chabod 1943–44 an der Universität Mailand Vorlesungen über die Geschichte des Europagedankens gelesen, die er in den Jahren 1947 und 1948 in erweiterter Form wiederholte³². Machiavelli, Montesquieu und Voltaire stehen im Vordergrund seiner Untersuchungen, und die Begriffe „Freiheit“ und „Dynamismus“ erscheinen als die charakteristischen Wesenszüge Europas, zu denen seit der Romantik noch der Nationsbegriff als konstituierendes Element tritt: „Die europäische Kultur kann nur insofern existieren, als es viele Nationalkulturen gegeben hat und noch gibt... das Zusammenwirken von Besonderem und Allgemeinem, von Nation und Europa ist also glücklich erreicht worden.“³³ – „Auf der Vereinigung dieser drei Elemente – des demokratischen, des liberalen und des nationalen – beruht die politische Kultur der atlantischen Völker“, hat Franz Schnabel fast zur gleichen Zeit in einem Vortrag über die „Revolution von 1848 und die deutsche Geschichte“ gesagt³⁴. Und was bei Schnabel selbstverständlich ist, daß die christliche Religion die Basis des Europagedankens ist, das hat Chabod unter Berufung auf Benedetto Croce ebenso betont: „Wir können nichts anderes sein, auch wenn wir nicht praktizierende Gläubige sind; das Christentum hat auf unauslöschliche Weise unser aller Denken und Fühlen geformt... Auch

³⁰ Paul Kluge; Nationalsozialistische Europaideologie, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 3 (1955) 259; Anm. 90.

³¹ Heinz Gollwitzer, Europabild und Europagedanke. Beiträge zur deutschen Geistesgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts (München 1964) 6, 7.

³² Federico Chabod, Der Europagedanke. Von Alexander dem Großen bis Zar Alexander I. (Urban-Bücher 71, Stuttgart 1963).

³³ Ebda, 115.

³⁴ Schnabel, 192.

den sogenannten ‚Freidenkern‘, auch den ‚Antiklerikalen‘ ist es nicht möglich, diesem gemeinsamen Schicksal des europäischen Geistes zu entfliehen.“³⁵

Christopher Dawson hat in seiner Interpretation von „Europa: Idee und Wirklichkeit“ diese religiöse Basis des Europagedankens zum Kernpunkt seiner Betrachtung erhoben: „Europa ist nicht eine politische Schöpfung; es ist eine Gesellschaft von Völkern, die den gleichen Glauben und die gleiche sittliche Wertordnung besaßen.“³⁶

In der Vielfalt seiner kulturellen und politischen Gliederung sieht Dawson den Grundcharakter Westeuropas, an deren Stelle in Osteuropa die Gleichförmigkeit tritt, „die Masse übernimmt die Rolle des Individuums“³⁷. Und doch sieht er in der „kulturellen Abtrennung Osteuropas vom Abendland [...] die verhängnisvollste Erscheinung der Nachkriegszeit. Die neue interkontinentale Mächtegruppierung schneidet wie ein Messer durch Europa – und nicht allein durch Europa, sondern der Schnitt geht mitten durch Deutschland und Österreich. So kommt es, daß Ostdeutschland zu demselben politischen Block wie China gehört, während Westdeutschland den Weg Nordamerikas, Australiens und Japans geht.“³⁸ Christopher Dawson, der Westeuropäer, hat wenige Jahre später das Vorwort zu einer kleinen, aber umso gewichtigeren Studie geschrieben, die ein Osteuropäer zum Thema „Europa. Grenzen und Gliederung seiner Geschichte“ verfaßt hat – soferne man Oscar Halecki mit dem simplifizierenden Etikett „Osteuropäer“ versehen darf, jenen aus Polen stammenden Weltbürger, der seine katholische Erziehung in Wien erhalten hatte und sein Buch über Europa aus Gedanken zusammenstellte, die er über 25 Jahre hinweg in Brüssel, Oslo, Wien, Warschau und zuletzt als Professor an der Catholic University in Washington im Rahmen der American Historical Association in Vorträgen präsentiert hatte. Was Dawson für die politische Entwicklung befürchtete, die Teilung Europas in West und Ost, dem wirkte Halecki als Historiker entgegen, indem er den europäischen Osten als integralen Bestandteil der europäischen Tradition zu erklären versuchte. Der Gedanke einer Periodisierung der europäischen Geschichte in die Abfolge von ozeanischen und kontinentalen Perioden, die auf die Mittelmeerperiode nach Abstoßung der afrikanischen Küsten die Eingliederung des kontinentalen Ostens brachte, welcher seit den Entdeckungen des 15. Jahrhunderts die Einbeziehung der jenseits des atlantischen Ozeans liegenden Küsten folgte, ist sicherlich vom Lebensweg des Autors her mitgestaltet und sollte doch noch über diesen persönlichen Hintergrund hinaus in seiner historischen Gültigkeit beachtet werden: „eine lange, ununterbrochene Flut von Einwanderungen aus praktisch allen Ländern der Alten Welt, ... hatte in Amerika ein neues Europa geschaffen, bevor noch das alte dahin ging. Es ist keine Übertreibung, wenn man die westliche Hemisphäre im Ganzen Neu-Europa nennt, gerade so wie ein kleiner Teil der ursprünglich englischen Kolonien heute noch Neu-England heißt und viele amerikanische Städte einen alten europäischen Namen mit der Beifügung ‚Neu-‘ erhielten. Denn das gesamte Erbe der europäischen Kultur, die ihrerseits das wohlbewahrte Erbe der mediterranen, griechisch-römischen Zivilisation und die gesamte

³⁵ Chabod, 135.

³⁶ Christopher Dawson, *Idee und Wirklichkeit* (München 1953) 25.

³⁷ Ebda, 52.

³⁸ Ebda, 83.

christliche Tradition in Form all der verschiedenen Bekenntnisse in sich schloß, wurde auf die andere Seite des Atlantischen Ozeans gebracht. ...“. Für Halecki „[beschränkt] sich die Zugehörigkeit zur atlantischen Gemeinschaft nicht auf Länder an der Atlantikküste...: der Atlantische Ozean ist lediglich die geographische Mitte eines viel weiteren Raumes... Obwohl das Atlantische Zeitalter erst begonnen hat, ist es bereits klar, daß es mehr mit dem Europäischen Zeitalter gemein haben wird, als dies letztere mit dem Mediterranen gemein hatte.“³⁹

Günther Stökl konnte es sich, als er Haleckis Buch 1951 in der Zeitschrift „Wort und Wahrheit“ – einem von den Historikern viel zu wenig beachteten Spiegel der intellektuellen Gärung der Nachkriegszeit – rezensierte, nicht versagen, auf den fast pathologischen Zug hinzuweisen, den die Beschäftigung mit dem Thema „Europa“ genommen hatte: „Erst dem Kranken wird der eigene Körper zum Problem. Kaum je ist mit solchem Ernst Begriff und Wesen ‚Europa‘ in allen seinen Bedeutungsnuancen durchdacht worden, wie in unseren Tagen von Christopher Dawson, Arnold J. Toynbee, Gonzague de Reynold bis zu Friedrich Heer.“⁴⁰

Stökl hätte eigentlich auch noch den Namen Otto Brunner hinzufügen müssen, der im gleichen Jahrgang von „Wort und Wahrheit“, wenn auch erst gegen Ende des Jahres, das Problem einer „europäischen Sozialgeschichte“ untersuchte und abweichend von der Europaeuphorie westlicher Historiker weit mehr die Grenzen der Europäischen Geschichte als ihre Gliederung aufzeigte: „Es ist uns heute nicht mehr möglich, Geschichte Europas als ‚Weltgeschichte‘ im alten Sinn zu schreiben. Denn heute ist Europa weder wie einst mit der Christenheit identisch, noch mit der ‚zivilisierten‘ Welt... Dieser Zustand macht notwendigerweise einem Denken ein Ende, dem europäische Geschichte Geschichte schlechthin war und erlaubt nicht mehr, alle außereuropäische Geschichte an jener zu messen. Er zerstört eine einlinige Konstruktion der Weltgeschichte etwa als eines kontinuierlichen Fortschrittsprozesses... Damit kann aber die europäische Geschichte ... nicht mehr als das allein gültige und vorbildliche Normalschema angesehen werden.“⁴¹

In einer Neufassung dieses Aufsatzes, die Brunner dann auf dem Bremer Historikertag 1953 vorgetragen hat, hat Brunner eingeschränkt, daß er den Begriff „Europa“ „als Bezeichnung der westlichen Christenheit, des Abendlandes, also in einem historischen, nicht im geographischen Sinn“ verstehe⁴², seinen Europabegriff als „Abendland“ von der historischen Entwicklung des Ostens abgegrenzt hat. Stökl hatte in seiner Halecki-Besprechung schon recht, wenn er darauf hinwies, daß das ganze „Gespräch mehr oder minder im europäischen Westen geführt wird“, und daran die Frage anschloß, ob „so nicht wiederum die europäische Einheit gefährdet wird, deren rechter

³⁹ Oskar Halecki, Europa. Grenzen und Gliederung seiner Geschichte (Darmstadt 1957) 47, 48, 50.

⁴⁰ Günther Stökl, Rezension von O. Halecki, Europa. Grenzen und Gliederung seiner Geschichte, in: Wort und Wahrheit 6 (1951) 69.

⁴¹ Otto Brunner, Probleme der europäischen Sozialgeschichte, in: Wort und Wahrheit 6 (1951) 744.

⁴² Otto Brunner, Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte (Göttingen ³1980) 84.

Inhalt ja zur Diskussion stünde“⁴³. Die „Ausschaltung des Ostens“ wurde noch deutlicher auf dem Internationalen Gelehrtenkongreß, der im März 1955 am Institut für Europäische Geschichte in Mainz zum Thema „Europa – Erbe und Aufgabe“ veranstaltet wurde: zu dem Kongreß waren Gelehrte und Publizisten aus allen westeuropäischen Ländern, aus den USA und aus Kanada eingeladen, aber kein einziger Osteuropäer, nur Vertreter des Faches „Osteuropäische Geschichte“. Und Martin Göhring machte in der Einleitung zu dem Sammelband, in dem die Referate veröffentlicht wurden, deutlich, daß das Anliegen des Kongresses weit mehr ein politisches als ein historiographisches war: Europa wurde von ihm – er zitierte A. Bergsträsser – als „geistig-kultureller Begriff mit kaum absteckbarer Spannweite“ definiert; „Er ist überall dort, wo die von ihm geprägten Normen des Denkens und Handelns, wo seine geistige Welt als verbindlich anerkannt wird, wo kirchliche Denk- und Lebensform, interkonfessionelle Kulturgesinnung und Humanität klassischer Art zusammenwirken ... Dieser Bereich ist geographisch nicht mehr zu erfassen“⁴⁴, Amerika gehörte zu dieser Gemeinschaft, doch „im Bolschewismus ist die absolute Antithese zum echt Europäischen gegeben“. Immerhin stellte Göhring fest, daß die bolschewistische Ideologie „diese Pseudoreligion, letzte, radikale, bindingslose Folgerung aus geistigen und sozialen Erscheinungsformen der neuzeitlichen europäischen Entwicklung ist“. Es läßt sich nicht verkennen, daß diese Tagung von einer seltsamen Widersprüchlichkeit geprägt ist; wenn Göhring den Bolschewismus als ein Ergebnis einer europäischen Geistesentwicklung sieht, so nennt Rüstow durchaus folgerichtig den Marxismus und Bolschewismus eine „Bedrohung von innen“, denn er sei „ein Produkt der abendländischen Geistesentwicklung selber“⁴⁵. Doch daß man konsequenterweise dann die Auseinandersetzung mit dem Marxismus in die Diskussion von Erbe und Aufgabe Europas einbeziehen müßte, davor scheute man zurück. Zur Tagung waren keine Marxisten eingeladen, und so war es ein leichtes, die „Bedrohung von innen“ zu einer „Bedrohung von außen“ umzudeuten: die östlichen Staaten wurden auch in der historischen Betrachtung und nicht nur aus dem neuen Europa ausgeschlossen.

Abendländisches Denken als Antithese zum Kommunismus – Christopher Dawson hat es in die Formel geprägt: „Western Democracy and Eastern Soviet Communism are both European in origin, but neither of them has its centre in Europe: one is Eurasien and the other Euroamerican.“⁴⁶ Werner Berthold hat recht, wenn er die Eingliederung Westeuropas in das politische System der USA mit dem „nebulösen“ Begriff „christliches Abendland“ verklärt sieht⁴⁷, aber interessanterweise wird in der historisch-ideologischen Rechtfertigung des Abendland-Mythos, den Berthold in seiner sozioökonomischen Bindung an das kapitalistische System richtig erkannt hat, nie ökonomisch, nicht einmal politisch, sondern immer nur idealistisch, geistesgeschichtlich von den Historikern argumentiert. Selbst als auf der Berliner Vortragsreihe 1958/59 über die Frage „Die deutsche Einheit als Problem der europäischen Ge-

⁴³ Wort und Wahrheit 6 (1951) 69.

⁴⁴ Europa. Erbe und Auftrag. Internat. Gelehrtenkongreß, hrsg. v. M. Göhring (Mainz 1956).

⁴⁵ Ebda, 12.

⁴⁶ Christopher Dawson, The Making of Europe (1934) 31.

⁴⁷ Werner Berthold, ...grosshungrern und gehorchen... (Berlin 1960) 12.

schichte“ diskutiert und die Wiederherstellung der deutschen Einheit gewissermaßen als europäische Verpflichtung postuliert wurde, waren ausschließlich traditionell geistes- und politikgeschichtliche Argumente, waren Macht- und Herrschaftsgeschichte Basis der historischen Argumentation⁴⁸. Doch ein Aspekt der Betrachtung der deutschen Geschichte hatte sich zwischen den ersten deutschen Historikertagen und der Berliner Vortragsreihe von 1958/59 verändert: in Marburg war das Problem der deutschen Geschichte noch die Überwindung des Kriegstraumas gewesen, damals wurde von Dehio deutsche Geschichte und nationale Geschichte als Hegemonialgeschichte gesehen – je mehr die Bundesrepublik sich in den Hegemonialbereich der USA integrierte, desto zwingender wurde dieser Aspekt des Geschichtsbildes aufgegeben.

Die Wendung vom nationalen – wenn auch kritischen, bis zur nationalen Selbstzerfleischung reichenden – Geschichtsbild zum europäisch-atlantischen Geschichtsbild ist ohne Schwierigkeit in Parallele zu setzen zur politischen Integration der Bundesrepublik in das atlantische Bündnissystem. Die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft nach 1948 muß im Kontext der Ost-West-Beziehungen gesehen werden. Wenn Josef Becker auf einer Tagung über die Deutsche Frage das Problem der Ost-West-Orientierung der Bundesrepublik als außenpolitisches Problem untersucht, so sollte diese seine Argumentation auch auf das Feld der deutschen Geschichtswissenschaft übertragen werden, die sich in der Bundesrepublik nach 1945 ohne zu zögern in dreifacher Weise in eine westeuropäisch atlantische Gemeinschaft integriert: 1) in persönlichen Kontakten, 2) in der Themenstellung und 3) in der ideologischen Grundhaltung. Es ist – heute im wissenschaftlichen Rückblick wertend gesehen – auffallend, mit welcher Leichtigkeit sich die deutsche Geschichtswissenschaft, kaum daß sie sich aus einer ideologischen Bindung hatte lösen können und müssen, sofort wieder in den Dienst einer – bzw. zweier – Ideologien stellt. Mit der gleichen Bereitschaft, mit der sie die nationale Einigung aus der Vergangenheit heraus zu legitimieren versucht hatte, wird nun mit Hilfe des europäisch-atlantischen Geschichtsbildes die neue politische Machtkonstellation aus der Vergangenheit erläutert, ja noch mehr: eine neue Kampfstellung gegen den Osten bezogen. Die Intensität, mit der die „abendländischen“ Traditionen der Vielfalt und des Christentums als Grundelemente einer atlantischen Gemeinsamkeit interpretiert wurden und dem uniformen, orthodoxen, d. h. jetzt kommunistischen Osten gegenübergestellt wurden, führte zu einer Art „eiserne Vorhang des Geschichtsbildes“, der die Tradition des Ostens herausdestillierte aus dem europäischen und nun atlantischen Geschichtsbild und es isolierte in den Sonderbereich der „osteuropäischen Geschichtsinstitute“. Die deutsche Geschichtswissenschaft öffnete sich – die Historikertage in München, Marburg, Bremen, Ulm demonstrierten das – dem Westen gegenüber, man übernahm die von mir skizzierten europäisch-abendländischen Interpretationen, man diskutierte, wenn auch kritisch, die westlichen Einflüsse sozial- und wirtschaftswissenschaftlicher Art, wie etwa die Linien der „Annales“, aber man klammerte Marxismus und marxistische Geschichtsauffassung aus der fachwissenschaftlichen Diskussion aus, man rezipierte sie bestenfalls als Feindbild.

⁴⁸ Die deutsche Einheit als historisches Problem. Hrsg. v. *Carl Hinrichs* und *Wilhelm Berges* 1960 (Beiheft zu „Geschichte in Wissenschaft und Unterricht“, Stuttgart 1960).